Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Johannes von Müllers Schweizer Geschichte als deutsches Sprachdenkmal

Autor: Gundolf, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749877

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JOHANNES VON MÜLLERS SCHWEIZER GESCHICHTE ALS DEUTSCHES SPRACHDENKMAL [1])

Man pflegt Johannes Müller als Historiker einzureihen zwischen Schlözer und Ranke, als einen der ersten, die sich um kritische Sichtung des Rohstoffs bemühten, möglichst auf Urkunden zurückgingen und nach einer von vorgefassten Theorien unabhängigen Verknüpfung der Tatsachen strebten. Man erkennt an, dass er als einer der ersten Deutschen zu lebhaftem Stil und, über das bloße Zusammentragen hinaus, zur Komposition gelangt sei — innerhalb der Geschichtswissenschaft also ein beiläufiges schriftstellerisches Verdienst, worauf man keinen besonderen Wert legte. Das Zeitalter der Forschung, welches auf ihn folgte, das Niebuhrs und Rankes, schritt in der Methode, die wesentlich Kritik war, und in den Ergebnissen, einer ungeheuren Erweiterung des Gesichtsfeldes und Vermehrung des Stoffes, weit über ihn hinaus. Die Mittel und Eigenschaften, worauf fortan der wissenschaftliche Ruhm vor allem beruhte, die kritischen, besaß er nur in Ansätzen und handhabte sie mangelhafter als mancher Geringere. Darum behielt er in der gelehrten Welt nur die dürftigen Ehren eines unvollkommenen Vorläufers, wie es denn das Schicksal der Gelehrten ist, nicht aus eigenen Kräften und Leistungen als Gestalten beurteilt zu werden, sondern mit Bezug auf jeweils gültige, bald überholte Methoden. Die Literaturgeschichte aber wusste dem Mann keinen besonderen Platz einzuräumen, dessen Fach die Geschichtsforschung war. Heut fallen die bequemen Verschläge zwischen den Disziplinen: die Geschichte der Sprachleistungen, der eigentliche Gegenstand der Literaturwissenschaft, kümmert sich nicht um die Begriffs-wände. Wer immer (einerlei in welchem Sachinhalt) ein Sprachdenkmal hinterlassen hat, kann

[1]) Friedrich Gundolf hatte die Güte, unserer Bitte um Abdruck des J. v. Müller-Vortrags zu entsprechen, den er letzten Herbst im Literarischen Klub des *Lesezirkels Hottingen* vor kleinem Publikum gesprochen hat. Da es sich um eine Figur der schweizerischen Geistesgeschichte handelt, sind wir doppelt zu Dank verpflichtet, diese erlesene Prosagabe einem weiteren Kreis darbieten zu können. (Wir weisen den Leser auch auf den Aufsatz von Hans Trog: *Johannes von Müller, Wissen und Leben*, Bd. 4 S. 277.) *Die Red.*

Gegenstand der Literaturgeschichte werden, und so darf man Johannes Müller, statt nach seinem Sachinhalt, d. h. als Geschichtsforscher, von seinem Ausdrucksmittel aus, d. h. als Schriftsteller betrachten. Es handelt sich dabei nicht um die Rettung eines Verkannten: die Literaturgeschichte, als Geschichte des sprachgewordenen Geistes, beansprucht in Müller einen der gewichtigsten deutschen Prosaisten.

Als Schriftsteller, nicht als Gelehrter hat Müller auf seine Zeitgenossen gewirkt. Den *Schriftsteller* hat Napoleon umworben, dem Schriftsteller haben unsere Klassiker und Romantiker gehuldigt. Durch seine Rede, nicht durch seine Ergebnisse, hat er sich das Gehör der vornehmsten Ohren verschafft. Indem man ihn zeigt in einem geistesgeschichtlichen Zusammenhang, statt in einem bloß fachwissenschaftlichen, weist man ihm nur den Platz wieder an, den er bei Lebzeiten hatte und nachher mehr aus bloß biographischen als geistigen Gründen verlor. Er stünde als Autor heute noch geehrt wie ein Fichte da, wenn er sich Napoleon widersetzt hätte. Auch beruhte seine Bedeutung nicht wie die der Kotzebue und Iffland auf einer Massenwirkung: er war nicht ein Götze des Pöbels, der seinen Lohn dahin hatte, weil er dem Tag gedient: nein, sein Ruhm lag in der Anerkennung durch die Besten und neben den Besten: man darf nur die Journale der Zeit, die Stimme der mittleren, von oben gespeisten, von unten getragenen Meinungen oder die Papiere seines Nachlasses durchlesen, Bettel- oder Dankbriefe, so gewahrt man erstaunt, wie er damals allgemein eingeschätzt wurde. Goethe und Müller, Herder und Müller, Schiller und Müller, Winckelmann und Müller, das sind geläufige Zusammenstellungen. Keinem deutschen Historiker widerfuhr mehr solche Ehre, und die Höchsten ließen ihn neben sich gelten. Goethe warb um ihn als die wichtigste Kraft für seine Literaturzeitung, Schiller setzte ihm im *Tell* ein Denkmal, und die Romantiker, die nicht leicht einen zeitgenössischen Ruhm unangetastet ließen, bewunderten in ihm den Meister der Historie und vor allem den Stilisten. Schelling, gewiss kein sanfter Polemiker und ohnehin kein Freund der bloßen Historie, senkte im Geisterkampf ehrfurchtsvoll vor ihm den Degen als dem Fürsten der neuen Geschichte.

Nichts macht Müllers Stellung unter den Zeitgenossen und seinen eigenen Anspruch deutlicher als sein Ehrenname „der Schweizer Tacitus". Dieser Preis wurde nicht bloß erteilt, um zu loben, sondern um eine bestimmte typische Haltung und Pflicht auszudrücken. Tacitus war für dies muster- und regelfürchtige Zeitalter nicht bloß eine historische Individualität, er war vor allem Muster, das nachahmbare Vorbild eines bestimmten Verhaltens, einer immer möglichen Art der Darstellung. Solange die Welt als ein Gefüge von Erkennbarkeiten angesehen wurde, gab es für den Autor außer dem Rohstoff unbedingte Regeln und unbedingte Muster. Die Aufklärung, von der Müller auch als Historiker ausging, hatte zwei Aufgaben, die Wahrheit zu erkennen und die Wahrheit zu lehren. Dem Wissenschaftler ist es damals hauptsächlich um das Erkennen, dem Schriftsteller um das Lehren, d. h. die Darstellung, zu tun. Dem ersten genügt die Wahrheit, der zweite bedarf Publikum, d. h. Wirkung und Bildung. Dem ersten genügen die Regeln, wodurch er die Wahrheit findet, der zweite sucht Muster, die ihn wirken lehren. Der erste lebt von Sachen, der zweite mit Menschen. Als Geschichtsschreiber in unserem klassischen Zeitalter ist Müller der Typus des Schriftstellers. Ihm kam es vor allem auf Wirkung an, Erkenntnis war ihm Mittel zum Zweck, den Menschen Lehren zu geben und Gesinnungen einzuflößen. Was man gegen ihn als Historiker einwendet, mit Recht oder Unrecht, stammt daher, dass er der Wirkung, die er für richtig und nötig hielt, die Erkenntnis anpasste, nachsetzte oder opferte.

Müllers sämtliche Schriftstellerzüge sind deutlich oder wirksam in seiner *Schweizer Geschichte*. Sie ist unser Beweismaterial und Sinnbild, sie bestimmt seine Stellung in der deutschen Literatur. Wir betrachten Zwecke, Mittel, Wirkung dieses Denkmals. Als Rationalist glaubte Müller an die Belehrbarkeit der Menschen und als Enthusiast an die Macht der Beispiele. Seine *Schweizer Geschichte*, ein Werk des Rationalismus wie des Enthusiasmus, hat den doppelten Zweck: einmal, zu zeigen, wie die Geschichten gewesen sind und wie es überhaupt zugeht, und sodann: Bilder von Menschen oder Völkern aufzustellen, als Beispiele, wie man sein und handeln solle oder nicht. Die

Zustände und ihre Gründe, die Begebenheiten und ihre Ursachen, die ewigen Zusammenhänge an einem konkreten Beispiel mit unparteiischer Kritik und kalter Erkenntnis darzustellen, war der rationalistische Wille seiner Geschichte, wodurch er mit dem *einen* Grundwillen seines Zeitalters zusammenhing. Sein Hauptmuster hierbei war Montesquieus *Esprit des Lois*, eine Philosophie des Staates. Seine allgemein geistigen Mittel dabei waren das „Exzerpieren", das Sammeln und Sichten des Stoffes, und das „Observieren", das Nutzen und Deuten des Stoffes — zwei Tätigkeiten, die er lebenslang pedantisch und fast kokett pflegt und empfiehlt. Sie haben seine Schriftstellerei und seinen Stil wesentlich bedingt.

Mehr aus seinem persönlichen Temperament entsprungen scheint der Enthusiasmus, womit er Gesinnungen einflößen will. Doch damit hat er Teil an einem andern Grundtrieb seines Zeitalters: der Schwärmerei und Empfindsamkeit. So paradox es klingt: der Herold altschweizerischer Manneskraft, römischer Großheit ist ein Kind der Wertherei. Auch wenn man nur sein Werk und nicht seine Biographie mit ihren zahllosen Stimmungswechseln, dem tränenseligen Freundschaftskult, dem schwelgenden Anpassungs- und Hingabebedürfnis kennte, dürfte man den Ursprung seines Enthusiasmus erraten. Empfindsam ist Müllers hemmungslose Eindrucksfähigkeit: aber während sie bei den durchschnittlichen Empfindsamen aus Mangel an Tätigkeit und großen Gedanken oder Gesichten zur Weichlichkeit und Leere führte, ward sie bei Müller genährt durch die historische Lektüre, beschäftigt durch den arbeitsamen Ehrgeiz, die schwimmende Sehnsucht schlug sich bei ihm auf die heroische Vorwelt, ähnlich wie bei Winckelmann, und machte aus der Not die Tugend einer umfassenden historischen Empfänglichkeit und Erhebung. Man tat ihm dann fast sein Leben lang den Gefallen, seine historisch-literarische Manntums-wallung als Manntum selbst zu nehmen, indem man Gesinnungen mit Charaktereigenschaften verwechselte, Sachinhalte mit Trieben, Ideale mit Kräften, und man erstaunte, als jene und diese gelegentlich auseinanderklafften. Seine Schriftsteller-inhalte wurden nicht bestimmt durch das, was er hatte, sondern durch das, was er ersehnte, und wie alle großen Werke der Epoche

von Klopstocks *Messias* bis zum *Faust* ist auch die *Schweizer Geschichte* geboren aus der Begeisterung einer Sehnsucht, nicht eines Besitzes. Wenn Goethe als einzigen Wert der Geschichte die Begeisterung gelten ließ, die sie erweckt, so hätte ihm Müller zugestimmt. „Je n'ai pas l'esprit désapprobateur". Es lag ihm weniger daran — wie den Niebuhr und der philologischen Historie des 19. Jahrhunderts — hinter die Schliche der Überlieferer zu kommen, sondern den Sinn für jede Art Größe zu wecken. Darum liegt sein Hauptnachdruck weniger auf der Erkenntnismethode als auf der Darstellung. Auf das Gemüt wollte er wirken und mit dem Gemüt.

Wir dürfen uns Müller überhaupt nicht als einen stillen Gelehrten oder Forscher vorstellen, der vor allem sein Werk abschließen will. Er war eine jener unruhigen, vielangeregten, schwanken Naturen vom Schlage des Cicero und des Petrarca, die bei einem reichen Geist der unbestimmte, halb eitle, halb besessene Drang nach politischer Betätigung befeuert und beirrt, ohne eigentlich politische Anlage, vor allem aber ohne eine bestimmte Aufgabe und Notwendigkeit, die gerade *ihre* Teilnahme an den Geschäften erforderte. Man mag solche Anlagen zum Unterschied von den geborenen *Tätern*, die sich ihre Sache erschaffen oder die ihre Sache schafft, die *Betriebsamen* nennen. Ihnen ist die Sache im Grunde gleichgültig, nur ihre persönliche Tätigkeit und Einwirkung macht sie ihnen erst wert (nicht gerade ihr Vorteil: es sind oft wahrhaft opferwillige Leute) und darum wechseln sie eine Sache so oft mit einer neuen, bei der sie sich größeren Einfluss zutrauen. Sie gelten dann oft für niedrig eigennützig, während sie doch nur ihre Tätigkeit, nicht ihren Nutzen steigern wollen. Solchen Geistern ist die Schriftstellerei nur eine Seite des Geschäftslebens. Selbst wo sie darstellen, wollen sie wirken, und wo sie lehren, wollen sie tun. Selbst wo sie die Vergangenheit schildern, möchten sie Gegenwart und Zukunft bilden, Spiegel vorhalten, warnen, mahnen, strafen, rütteln.

Müllers *Schweizer Geschichte* gehört hierher und das oberste Vorbild für diese Kraft, die sich nicht an den Verstand, sondern an Gemüt, Phantasie und Willen wendet, war weniger der kluge Sichter Montesquieu, als der leidenschaftliche Maler und Richter

Tacitus. Auch dem war die Rede ein versetztes Handeln. Er redete, weil er nicht wirkungsvoll, wie er wünschte, handeln konnte und um die Wirkungen zu erreichen, die sonst dem Handeln vorbehalten bleiben. Rhetoriker sind unterdrückte Tat- oder Handlungsmenschen. Das Altertum hatte auch für diese Art Mensch eine legitime Ausdrucksmöglichkeit geschaffen. Bei den romanischen Völkern ist ein Rest dieser rhetorischen Kultur noch übrig geblieben. In der neuern deutschen Welt hat sich aus hier nicht zu erörternden Gründen der Sinn für das Wort als Wirkung verflüchtigt, und man lässt fast nur noch das Wort als Mitteilung, das wissenschaftliche, oder das Wort als Ausdruck, das dichterische, gelten. Allenfalls auf der Kanzel hat die Rhetorik noch eine gültige Stätte. Die rhetorische Haltung, die einer menschlichen Grundanlage entspricht, nun aber keine legitime Form, gleichsam kein Ventil mehr fand, drang deswegen heimlich und illegitim in andere Bereiche ein, wo sie eigentlich nichts zu suchen hat. Die Geschichtsschreibung bietet sich indes als eine Mischgattung dieser Gesinnung bequemer an, und wie schon im Altertum die verklemmte oder unterbundene Aktivität eines Tacitus sich in der Historie eine großartig-gewaltsame Form erzwungen hatte, wie im Mittag der Renaissance Machiavelli für eine fruchtlose Tätigkeit sich durch eine eiskalt gespannte Kontemplation schadlos hielt, so wird auch die neuere deutsche kunstmäßige Geschichtsschreibung eröffnet durch einen gescheiterten Halbtäter. Johannes Müller fand eine glückliche Mischung von Tun und Schauen in der patriotisch-rhetorischen Geschichte. Seine *Schweizer Geschichte* ist die Erlösung und Erfüllung eines ungewöhnlich reichen, aber nicht starken Menschen, der zum reinen Schauen und Forschen zu viel unruhige Zwecke und Gefühle, zum mächtigen Tun zu wenig Mark und Eisen hatte. Aber beide Triebe, die mit den Widerständen der äußeren Welt nicht fertig werden konnten, bildeten an seiner Sprache und verschmolzen hier zu einer rednerischen Einheit, wobei Müllers Sehkraft das Licht und die Farbe, und Müllers Tatendrang die Glut, die Spannung und die Gestalt gab.

Drei Glücksfälle befähigten gerade Müller (seine Begabung immer vorausgesetzt) besonders zu dem Werk, das ihm gelang.

Erstens: er war Schweizer und, wie locker auch mit seinem Volk verbunden, dennoch Angehöriger einer politischen Gemeinschaft, die in jedem einzelnen wirksam war. In der Schweiz war Staat und Volk noch nicht auseinandergefallen, Politik konzentrisch mit der Kultur. Der Bürger war noch Citoyen, nicht Bourgeois. So war dem Schaffhauser die Historie, wie den Alten und den Engländern, wie keinem seiner deutschen Vorgänger Sache des öffentlichen Lebens, nicht nur der privaten Neigung. Er reiht sich darin an die antiken Historiker, an Machiavell, Commines, Guicciardini, bei denen auch die Chronik aus den Geschäften erwuchs. Zugleich hatte er als Reisläufer den nötigen Abstand vom Vaterland, um nicht Parteimann zu bleiben. Seinem Schweizertum verdankt er also die staatlich-tatliche Luft, die öffentlich bewegte Spannung, die ihm ein bloßes Kabinettsleben niemals hätte gewähren können.

Zweitens: Müller war zwiesprachig, Französisch war ihm von Jugend auf so geläufig wie Deutsch. Dem Französischen dankt er die angeborene rhetorische Kultur, das gute Gewissen bei der Rhetorik, das der Deutsche nicht kennt. Stilistisch miterzogen von Rousseau, der ihn nach seinem eigenen Geständnis erst die Macht der Rede kennen lehrte, konnte er als Doppelsprachler sich mit mehr Freiheit und Schwung der Sprache als eines öffentlichen Wirkungsmittels bedienen, seine Aktivität in Rhetorik gießen, als er sich aus seiner Deutschheit heraus damals getraut hätte. Kraft dieser rednerischen Leichtigkeit war er freier von Schulmeisterei als seine deutschen Fachgenossen. Denn was man mit angeborenem Talent und gutem Gewissen treibt, wird zur Tugend: durch sein Schweizertum von innen heraus politisch, durch seine Zweisprachigkeit von innen heraus rhetorisch bedingt, konnte Müller für sein Werk nutzen, was bei jedem anderen erzwungen oder künstlich geworden wäre. Er hatte den Fug, seine Aktivität als rhetorischer Geschichtsschreiber auszuleben.

Drittens: Müller war leidenschaftlicher Klassizist. Sein Kultus der Antike war fast körperliche Anlage, ja ein „Eros". Dem Klassizismus dankt er den Willen zum großen Stil und die kompakte Anordnung. An der Antike fand er ein allseitiges Maß, das ihn über das Spezialistentum hinweghob: seine Liebe

zu antiker Größe und Helle — nicht bloß dumpfe Sehnsucht, sondern genährt mit dem kräftigen Stoff der ganzen antiken Überlieferung — machte ihn zum Universalhistoriker, auch wo er Schweizerdinge schrieb. Das klassische Altertum war ihm das „Allgemeinmenschliche", vertrat ihm die Metaphysik und das System, die er den Philosophen vorwarf und wovor ihm graute. In der Antike sah er den historischen Kanon, wie Winckelmann und Goethe den Kunstkanon. Wenn Herder durch seine humanitäre Völkerliebe zur Erforschung aller Eigenarten gelangte, so entzündete sich Müllers Universalität an der Antike als der *allgültigen* Geschichte. Der Vergleich mit der Antike zieht sich ausgesprochen oder heimlich durch seine Schriften. Sie werden dadurch oft forciert, bleiben aber immer auf ein Gesamtmenschliches bezogen.

Diese drei Bedingtheiten, denen Müller seine Tugenden mitverdankt, bestimmen auch drei Haupteigentümlichkeiten seines Stils. Seinem Schweizertum schuldet er „die prachtvolle Altertümlichkeit" seiner Rede, wie es Schelling nennt. Der Umgang mit den Tausenden alter Urkunden und Quellenschriftstellern, mit Tschudi, Bullinger, Hämmerlin usw., füllte seinen Kopf mit der knorrigen, derben, urchigen und sachhaltigen Sprache, und selbst wenn er nicht seine Freude an dem Urväterhausrat der verschollenen Biederzeit, dem Edelrost, gehabt hätte, selbst wenn ihm der Herderische Sinn für das Historisch-Individuelle jener Zustände gefehlt hätte, konnte seine eindrucksfähige Phantasie und sein überempfängliches Gedächtnis sich diesen Tonfällen nicht entziehen. Auch war er teils genötigt, teils glücklich, die staubigen Urkunden seinem Text einzuarbeiten, so dass sich aus dem Gegenstand schon die Angleichung seines Stils an den alten ergab. Das grobkörnig-dichte Gepräge, das seine Prosa unter allen neuern heraushob, das echt Archaische (im Gegensatz zum Butzenscheibentum, das sich später im Gefolge der Romantik breit macht), hat er seinem Schweizertum, seinem Schweizerstoff zu danken. Dies Altertümliche ist keineswegs künstlich gesucht, sondern Folge seines allerdings manchmal überspannten Willens, aus den Gegenständen selbst herauszureden, Folge seiner Urkundenverarbeitung. So zieht er überall alte Fachausdrücke (z. B. ver-

ungültigen, unkömmlich, genötet, Udel, Blutharst, befestnen) modernen Umschreibungen vor, wendet verjährte Formeln an, verschollene Konstruktionen, den Stil der Urkunden nicht nur starr übernehmend, sondern lebhaft hereinziehend in seinen eigenen. „Erwerben dass", „Es ist in alten Liedern" usw. Abgeschiedene starke, meist Dialekt-formen weckt er wieder auf: „gelung", „ronnen", „sprungen". Auch die Namenhäufung gehört zu seiner Urkundenlektüre. Meist wo Müller Schweizer Realien, Verträge, Verhandlungen, Bräuche, Einrichtungen behandeln muss, wo er Kulturhistorie gibt, redet er aus den alten Urkunden und Chronisten. So schlug ihm das „*Exzerpieren*" auf den Stil.

Seine Maximen und Reflexionen, die lehrhaften und zwecklichen Niederschläge seines „*Observierens*" kommen aus französischem Einfluss. Den kann man zusammenfassen in dem Namen Montesquieu. Ihm dankt er besonders die logische Durchsichtigkeit und Ordnung, womit trotz aller bis zur Dunkelheit beziehungsreichen Sachfülle sein Werk aufgebaut ist. Der philosophische Sinn gebrach ihm, die Fähigkeit, die Welt als geistig gegliedertes Ganzes zu sehen. Den ersetzte ihm die französische Logik mit ihren Nutzanwendungen und Zusammenfassungen. Seinen Tribut an das Zeitalter Kants und Fichtes mit der Jagd nach dem Unbedingten, Unendlichen, nach dem Ding an sich zahlte Müller auch, eben durch die Lehren, die er aus prägnanten Begebenheiten zog und die er sich allanwendbar dachte. Montesquieu war Müllers *philosophisches* Vorbild. Von ihm lernte er diese Methode allgemeiner Durchblicke und Nutzanwendungen. Es ist im Geist der französischen Aufklärung, die Geschichte als unmittelbare Lehrmeisterin fürs eigene Völkerleben zu benützen. Diese Denkart ist dem Deutschen eigentlich fremd. Er will wissen, was war, wie es war, und was es bedeutet im Weltplan. Das ist die geistige Grundlage deutscher Geschichtswissenschaft oder -philosophie, man denke an Herder, Schiller, Hegel, Ranke. „Was lässt sich daraus lernen, was kann ich damit anfangen?" ist eine französische Frage. Vergleicht man Herders oder Schillers Geschichtswerke mit denen Müllers, so wird klar, was der Franzose Montesquieu für Müller bedeutet. Auch Herder und Schiller sind

lehrhaft, aber sie geben keine Exempel, sondern messen die Geschehnisse an einem ewigen Weltplan, an einer Gerechtigkeit. Müllers Maximen und Reflexionen haben in der Komposition eine doppelte Bedeutung: als *Ruhepunkte* und als *Sammelpunkte*. Sie sind die Einschnitte, wo der Leser Atem holen kann, oder sie sammeln die Sachenmasse in einen einfachen Sinn. Oft zieht Müller die Nutzanwendungen schon in die Erzählung hinein, oft werden sie in hypothetischer Form vorgebracht. Sie beziehen sich auf Moral, Politik, Gesellschaft, Religion, Seelenkunde, Wissenschaft, sie enthalten seine allgemeine Weltansicht und seine Forderung an die Zeitgenossen, vieles darin ist Zeitanspielung.

Dieses ganze Lehrmeistertum ist am wenigsten originell und am schnellsten veraltet in seinem Werk. Es gehört den Denkmethoden der französischen Aufklärung an und ist mit diesen verjährt. Gleichfalls französisches Stilgut sind Müllers Antithesen und Parallelen, wiewohl zum Teil mitbedingt durch seine Seitenblicke auf die Antike. Seine Antithetik ist freilich nicht so deutlich abzuleiten wie sein Schweizer Edelrost, da ja die der Franzosen selbst zurückgeht auf antike Einwirkung, zumal auf Sallust und Tacitus. Doch ist die Antithese im Französischen ein tektonisches Prinzip, im Lateinischen ein dekoratives. Man unterscheidet bei Müller Antithesen für die Phantasie und solche für den Verstand. Jene beruht auf der Anschauung zweier Bilder und hat einen rhetorischen Zweck, diese beruht auf der Abstraktion, findet sich meist in den Nutzanwendungen und ist logischer Art. Erstere hat Müller von Tacitus, letztere von Montesquieu. Ein Beispiel für die Phantasie-antithese (in einer Schlachtschilderung): „Ruhig folgten die Österreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer der Begierde der Beute." Ein Beispiel für die Verstandes-Antithese: „Überhaupt haben die Schweizer besser sich behauptet als andere angegriffen."

(Schluss folgt)

HEIDELBERG FRIEDRICH GUNDOLF